

Frauenstimme

Nr. 26 + 41. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

24. Dezember 1924

Weihnachten der Arbeiterfrauen.

An allen Straßenecken und auf den zugigsten Plätzen konnten wir in den letzten Wochen die armen bleichen Kinder gestalten sehen, die dort, mit irgendetwas handelnd, das weihnachtliche Mitgefühl der Passanten zu wecken suchten. Viele Stunden mußten die unterernährten und schlecht bekleideten Kinder in der Kälte stehen, und am Abend wurden die wenigen Groschen, die sie verdienten, hin- und hergewendet. Das war für viele Hunderte und Tausende der Austakt zu Weihnachten, zum Fest der Liebe, das namentlich den Kindern Licht und Freude und Frohsinn bringen soll.

Was hat die Wirklichkeit des Kapitalismus aus diesem „Fest der Liebe“ gemacht? Auch das Kind wird schon hineingezogen in die Dual des ständigen Rechnenmüssens, die das Leben der Arbeiterfrauen bedrückt. Gerade kurz vor Weihnachten bringt so häufig irgend ein unerwartetes Ereignis den Arbeiterhaushalt in Unordnung. Eintretender Frost machte den Vater arbeitslos. Oder die Mutter, die als Heimarbeiterin durch ihren Nebenverdienst mühsam das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen suchte, bekam wenige Wochen vor Weihnachten, bei Ablieferung ihrer letzten Kommission gesagt, daß sie erst im Januar wiederkommen solle wegen neuer Arbeit. Der Unternehmer hat genügend für den Weihnachtsverkauf arbeiten lassen. Er will, oder muß vielleicht auch erst den Ausfall des Weihnachtsgeschäftes abwarten, ehe er wieder neue Stoffe einkauft. Er selber erwartet für die Weihnachtszeit ganz besonders hohe Einnahmen. Die Heimarbeiterinnen, die er kurz vor Weihnachten fortgeschickt, haben zwar alle die paar Wochen Ruhezeit sehr nötig. Im Haushalt müssen sie sich aber noch mehr einschränken wie vorher. In ihren Kindern hatten sie schon die Hoffnung geweckt, daß der Weihnachtsmann ein notwendiges Kleidungsstück, vielleicht auch einige Spielsachen bringen wird. In die erwartungsfrohen Kindergesichter blicken sie nun wochenlang mit dem Gedanken an die Enttäuschung, die sie den Kleinen am Weihnachtsabend bereiten müssen. Manch zorniger Gedanke versucht da an dem alten Bollwerk der sozialen Ungerechtigkeit zu rütteln: Warum habe ich nichts und andere viel mehr als sie brauchen! Zorn und Unmut schaffen die soziale Ungerechtigkeit nicht aus der Welt. Sie sind aber die Voraussetzung des Kampfes für die Gerechtigkeit. Wer nie vom rechten Zorn über die Ungerechtigkeit unserer Wirtschaftsordnung gepackt wurde, der wird auch nie ein rechter Kämpfer sein für die Herbeiführung besserer Zustände.

Nicht alle Arbeiterfrauen haben vor Weihnachten eine Verringerung ihres Einkommens erlebt. Kurz vor Weihnachten steigt sogar die Zahl der erwerbstätigen Frauen immer etwas an im Gegensatz zur Zahl der Männer. Manche Frauen finden als Verkäuferin, Bäckerin oder Händlerin eine Aushilfsstellung und bringen einen kleinen Extraverdienst nach Hause. Hier wird vielleicht der eine oder andere Weihnachtswunsch befriedigt werden können. Aber wie teuer muß die Mutter die Freude bezahlen, ihren Lieben etwas schenken

zu können. Müde und abgehekt kam sie abends nach Hause. Immer anstrengender wurde ihre Arbeit, je näher die Festtage kamen. Vor ihrem Bedürfnis nach Ruhe und Schlaf verschwindet nun alle Weihnachtsfreude. In aller Hast werden die notwendigsten Einkäufe gemacht. Zeit und Kraft fehlen ihr, um dem Heim durch besondere Reinlichkeit einen weihnachtlichen Anstrich zu geben. Die aufgeregte Weihnachtsfreude der Kinder kann sie nicht teilen. Nur Ruhe! Das ist ihr Weihnachtswunsch. Aber auch von ihr fliegt manch zorniger Gedanke zu der Ungerechtigkeit, die es anderen Müttern ermöglicht, sich liebevoll in die Wünsche der Ihrigen hineinzudenken, an der Vorfreude der Kinder teilzunehmen, von Geschäft zu Geschäft zu wandern und ohne Rücksicht auf Zeit und Kosten alles aufs schönste zu besorgen und herzurichten. Warum hat nicht auch die Arbeiterfrau Zeit genug zur rechten Weihnachtsfreude? Warum ist sie auch am „Festtag der Liebe“ dazu verurteilt, nur die Schattenseiten der heutigen Gesellschaftsordnung zu sehen und voll Bitterkeit die Ungerechtigkeit zu empfinden, die ihr und ihren Kindern zuteil wird?

Wenn die Weihnachtsglocken durch die Straßen klingen, dann wird sie das mahnen an die Zeiten, in denen sie gläubigen Herzens die Verheißung hinnahm: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, die in diesen Tagen durch alle Kirchen hallt. Die Arbeiterfrau wird daran denken, wie oft sie an der gleichen Stelle gemahnt wurde, „geduldig zu sein in Trübsal“ und „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben!“ Voller Zukunftshoffnungen sah sie damals in der Kirche. Heute kennt sie das gewichtige Wort der Gegenwart. Sie weiß, daß sich eine bessere Zukunft nicht bauen läßt, wenn man die Augen verschließt vor den Ungerechtigkeiten der Gegenwart. Nur wer offenen Auges um sich blickt, wird die Wurzeln der Ungerechtigkeiten erkennen und wird sie bekämpfen können.

Nicht „geduldig sein in Trübsal“ schafft uns bessere Zustände. Sind alle Arbeiter und Arbeiterinnen ungeduldig, schließen sie sich zusammen gegen die Trübsal, die nicht von irgendeinem Gott über sie verhängt wird, sondern die Menschenwerk ist, die auf der Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch den Mächtigen beruht, dann wird es auch gelingen, mit dieser Uebermacht zu brechen. Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen die Arbeiterfrauen in noch viel stärkerem Maße wie jetzt sich zusammenschließen, um gemeinsam mit den Männern für die politische und wirtschaftliche Befreiung der Arbeiterklasse zu kämpfen. Viel Arbeit ist noch zu verrichten, um die Gleichgültigen aufzurütteln, die Müden aufzurichten, die Verbitterten und Verzweifelten mit neuer Hoffnung, mit neuem Kampfeswillen zu erfüllen. Immer größer muß der Kreis der Männer und Frauen werden, die diesen gerechten Kampf mit uns führen wollen, auf daß wir dereinst Weihnachten erleben, wo wir nicht den Engeln überlassen, zu singen: „Ehre sei Gott in der Höhe“, sondern wo wir selbst mit vollem Recht singen können:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Sozialistische Weihnacht.

Von Viktor Engelhardt.

Der tiefste Gehalt des Festes liegt in der Gemeinschaft des Lebens. Ohne Gemeinschaft kann es keine Feste geben. Der einzelne kann sich über etwas freuen, — Feste feiern kann er nicht.

Ein individualistisches Zeitalter mußte den Festen abgeneigt sein. Feste zwingen alle Menschen in den gleichen, seelischen Rhythmus.

Die Feste verschwanden überall, wo das Gemeinschaftsbewußtsein erlosch. Ein uralter Brauch nach dem anderen verankert. Nur noch wenige Reste sind uns geblieben. Ein lichter glänzender Weihnachtsbaum, — ein schokoladener Osterhase. Das ist alles. Beziehungslose Tage sind der Rest.

Wo sind die, denen solche Beziehungslosigkeit völlig genügt? Ein paar einsame Geister mögen wohl leben, die keine Feste und keine Gemeinschaft brauchen. Sie sind die reinsten Produkte der Zeit. Die meisten aber haben schon in einer Epoche des Individualismus nach Festen und nach Gemeinschaft gebüßelt.

Ein puritanisch gewordener Protestantismus hatte damit angefangen, die Feste ihres Schimmers zu entkleiden. Die Aufklärung hat den letzten Schmuckstein von den Feiertagen gerissen. Da stand das Volk vor dem Nichts. Wo nichts ist, kommen schalste Surrogate zum Recht.

Wilhelms Paraden wurden Festerfah. Militärmusik wurde Ausdruck des Gemeinschaftsbewußtseins. Soweit mußten wir sinken, um die Beere, vor der wir standen, zu sehen.

Noch heute hängt uns die Festlosigkeit wie Bleigewicht an. Sie schädigt das Volk und seine Gemeinschaft. Sie wird sogar der Republik gefährlich. Preußen-Deutschland hatte Uniformen, Pauken und eine Tradition von ganzen fünfzig Jahren. Monarchistische Parteien zehren davon. Die Republik hat keine Paraden, und der Sozialismus scheint traditionslos zu sein.

Er scheint es zu sein. Er ist es nicht. In Wahrheit ist sein Wollen in der tiefsten Tradition verwurzelt, die es gibt, in der Tradition der Menschengemeinschaft. Auf diese sich besinnen, heißt alles bejahen, was den Menschen die Gemeinschaft fühlen läßt.

Brüder — laßt uns Feste feiern, dann werden wir siegen über die Herzen der Menschen. Wie leicht könnte der Sieg sein, da die Gegner nur gemachte Surrogate haben. Allerdings — wir dürfen nicht in den gleichen Fehler verfallen. Wir dürfen nichts machen wollen.

Feste müssen aus dem Herzen der Gemeinschaft kommen, nur dann sind sie stark. Letzte Reste gibt es zu retten und zu bejahen. Kein Sozialist darf über Weihnachten lächeln. Er mag es deuten, wie er will. Aus der Bibel, aus dem Herzen, aus der Natur. Es gilt uns gleich. Alle Deutung ist nur ein Ausdruck für den zugrunde liegenden Kern.

Der Kern aber heißt Gemeinschaft. Im fremden Land haben wir es am tiefsten gefühlt. Wie griff uns da die Weihnacht ans Herz. — Sie verband uns mit einer fernem Volks- oder Glaubensgemeinschaft. Man unterschätze nicht die äußere Form. Sieh stets auf den Grund der Dinge zu besinnen, ist dem Menschen verlag. In der äußeren Form erlebt das Gefühl, was in reinster Größe auf die Dauer unerträglich wäre. Im Brauch des Festes, den alle Glieder der Gemeinschaft teilen, wird die Gemeinschaft für jeden lebendig, ohne von ihm weltumspannende Erkenntnis zu fordern.

Ein individualistisches Zeitalter hat die Feste vernichtet. Ein sozialistisches muß sie wieder beleben. Denn Fest — ist Gemeinschaft. In diesem Glauben mögen Sozialisten die Weihnacht begehren.

Die Heilige Nacht.

Von Friedrich Wendel.

Es schritt, aufjammern, ein Tiergeschrei durch die brüllende Stille der Nacht. Die Schafe der Herde, die regungslos in dunkler Menge beisammengesetzt standen, rückten noch dichter zusammen, doch die Widder hoben aufmerksam die Köpfe.

„Es ist Demaratos.“ sprachen die Hirten untereinander, „es ist Demaratos, der einen Wolf zerreißen hat wer einen Greif geschien, der einen Wolf mit den Fäusten zu erwürgen vermag?“

Sie brachen die Rede ab, denn Demaratos tauchte auf aus dem Dunkel. Nicht an das Lagerfeuer trat er, knickte in die Knie und ergriff mit blutbedeckten Händen ein Reispflänzlein, auf das er des Wolfes Herz spiechte, um es in die Stammen zu hängen. „Könnt ich so Roms Herz verbrennen zu Asche!“ schrie er laut auf. Jäh brach er ab, stürzte auf den verkrüppelten Fleiscklumpen und warf ihn angeekelt in die Glut des Feuers.

„Siebzig Jahre ist es her, Demaratos, vergiß es, vergiß es,“ sagte begütigend Pacharias, an Jahren so reich wie der Mazedonier.

„Ich will nicht vergessen, Pacharias, und ich kann nicht vergessen. Ich kann nicht vergessen, besonders die Worte, die jener sprach: wer gibt uns Armen die bessere Waffe?“

„Was ist das für ein Wort? Ich höre es zum erstenmal von deinen Lippen.“

Doch Demaratos schwieg mürrisch. Sie kannten des Alten festliche Art und fragten deshalb nicht weiter.

Schritte kamen näher. An der Lagerstätte erschienen Eleasar und Kaleb und Jossa und Markus, die die zweite Hälfte der Nacht zu wachen hatten. Die Abgehörten machten sich fertig, ihre Behausung im nahen Dorfe aufzusuchen. Da sie gehen wollten, reichte Eleasar ihnen einen Krug Schafmilch und sprach: „Wenn ihr in Bethlehem seid, so geht in den Stall der zweiten Hütte hinter dem Brunnen, es ist ein Kind geboren worden von einer fremden Magd. Das liegt auf Stroh und die Mutter ist ärmer denn wir. Sorget für Kind und Mutter um Gottes Lohn.“

Wortlos nahm Demaratos das Gefäß und schritt in die Nacht. Die anderen folgten, ohne zu sprechen. Ueber ihnen aber leuchteten die Sterne.

Und sie kamen an die bezeichnete Hütte und gingen zum Stall. Durch eine Fensterlücke fiel des Mondes bleiches Licht, und sie sahen in der Krippe das Kindlein liegen, daneben auf einem Bund Stroh die junge Mutter. In der Ecke stand ein Mann, der sich zitternd in die Hände blies. Sie waren alle ganz still, das Kind, die Eltern und die Hirten. Der Nachtwind seufzte um die Wände des grauen, ärmlichen Raumes. „Wir bringen euch Milch,“ sagte Demaratos. Der Mann in der Ecke hob das ausgegerote Haupt, bewegte die Lippen, schlurste näher und nahm Demaratos den Krug ab. Dann beugte er sich über die Wächlerin: „Man hat uns Milch gebracht, Maria,“ sagte er. Die Wächlerin tront.

Die Hirten kauerten nieder. Und wieder war es ganz still. Draußen hatte der Wind zugenommen und ging wie der Atem der Zeit.

„So werden die Armen beheren,“ sagte Demaratos bitter. Und Pacharias, um in einem Gespräch Wärme der Herzen auskommen zu lassen, sagte: „Erzähle uns, Demaratos, was ist's um das Wort, da du vorhin sprachst. Es klang so seltsam das Wort: Wer gibt uns Armen die bessere Waffe?“

Nach einer Weile begann Demaratos: „Es war eine Nacht wie diese, um die Zeit der Winter Sonnenwende, da fiel Spartakos, von dem ich euch oft berichtet. Ich war noch ein Knabe, da man aufstand wider Rom, aber das Schwert war nicht zu schwer meiner Hand. Und wir konnten nicht bezwingen des Crassus Legionen, und es kam die Nacht, in der der Armen Hoffen verankert. Wüßte ich die Schlacht, Crassus triumphierte, und wir sahen die freien Feder niemanden. Ich sah Spartakos fallen und sah Greuel, wie sie nie beangenen worden sind. Und da ich über die Hügel stoh, das junge Leben zu retten, sah ich dies: Einer der Unseren stand zwischen Häufen Erschlagener und hatte sein Schwert gefast und zerschlug es an einem Stein und heulte und schrie: Es war eine schlechte Waffe, die Spartakos uns gab! Verflucht sei das Eisen, das die Armen betrog und den Reichen zu Rom den Sieg gab! Schlagt in Stücke ihr Armen die falsche Waffe, das schlechte Eisen. Ihr Götter da droben, wer gibt uns die bessere Waffe?“

Sie sahen regungslos, die Blicke ins Beere geböhrt. Demaratos' Haupt aber lag auf seinen Knien.

Da wendete das Kind in der Krippe sein Köpfchen ihm zu und sah ihn an aus festlichen Augen.

„O, ihr armen und hungrigen Brüder,“ fuhr Demaratos fort, „wer gibt uns die bessere Waffe?“

Da fing er den Blick des Kindes auf. Er rutschte auf seinen schrundigen Knien an die Krippe heran und sprach zu dem Kind, als meine er, es verstehe jeden Hauch:

„Du wirst aufwachen, Knäblein, das Leben eines Armen zu führen. Du wirst hungern und frieren und wirst nicht haben, wohin du dein Haupt legen könntest, und weh wird dein Herz werden von der großen Härte der Reichen. Und du wirst ihm fluchen, dem bösen Reichtum, von dem alles Leid kommt, um dessen steinerne Mauern die Klagen der hungernden Kinder irren, vor dessen Türen die Bettelnden harren, ihm wirst du fluchen und wirst versuchen, wie Tausende um Tausende vor dir, die verfluchten Mauern zu zerbrechen — ach, daß dir gegeben würde die bessere Waffe! Nim nicht das Schwert, Knäblein, es betrügt dich! O, daß einer käme, der Pflug und Sichel und Hammer und Rhythmus in die Hand gäbe uns Armen, daß wir bauen könnten den Acker und bauen das Haus, um dessen Tisch wir uns setzen könnten in einiher Gemeinde, Gleiche unter Gleichen, daß nicht der Tränen mehr gemeint würden.“

So sprach des Spartakos Krieger zu dem Kindlein und legte das alte Haupt auf der Krippe Bord und stöhnte tief auf.

Und es war still, und der Atem der Armen um sie ging schwer. Des Kindes Hand aber ging wie kosend über das wirrsträubige Haar des Demaratos.

Weihnacht!

Ein einziger Tag im Jahr gehört der Liebe,
Ein einziger steht auch den Toten frei;
Schon morgen heben an die anderen Triebe,
Mit neuer Kraft die alte Schweinerei,
Statt Liebe,
Hiebel
Ach, daß es bei der Liebe bliebe!

Peter Rosegger.

Reichtum und Armut.

Was Kinder darüber denken.

Vor einiger Zeit ist in dem Schweizerischen Verlag Fischbacher ein interessantes Buch erschienen „Ce que pensent les enfants: Richesse et Pauvreté“ (Was die Kinder denken: Reichtum und Armut) von Alice Descoudres, das die Ergebnisse einer Umfrage unter Schulkindern verschiedener Altersstufen und verschiedener sozialer Herkunft zusammenfaßt. An der Umfrage beteiligten sich hauptsächlich Kinder aus der romanischen Schweiz, aber auch Pariser, Brüsseler und Berliner Lehrer haben die drei Fragen, die gestellt waren, ihren Schülern vorgelegt. Im ganzen gingen 1400 schriftliche Antworten ein, die sehr gute Aufschlüsse über die Gedankenarbeit der Kinder geben. Jeder liegt uns das Buch selbst nicht vor, wir beziehen uns auf eine Betrachtung von Michael Cordag in der französischen Zeitschrift „Le Progrès Civique“.

Die drei Fragen lauteten: „Soll man arbeiten, selbst wenn man reich ist?“ „Warum ist es verdrießlich, arm zu sein?“ „Warum ist es verdrießlich, reich zu sein?“ Zur ersten Frage waren vielleicht noch Unterfragen gestellt, jedenfalls haben die meisten Kinder eine ausführliche Begründung ihrer Antwort gegeben.

Charakteristisch ist, daß neun Zehntel aller Kinder die Frage: Soll man arbeiten, auch wenn man reich ist, bejahen. Aber man soll nicht glauben, daß die anderen die Frage nur aus Freude an bequemem Leben verneinen. Ein Teil von ihnen meint, daß reiche Leute nicht arbeiten sollen, damit sie nicht armen eine Verdienstmöglichkeit fortnehmen. Andere machen einen Unterschied zwischen erworbenen und erblichem Reichtum. Derjenige, der seinen Reichtum selbst verdient hat, habe das „Recht auf Ruhe“. Ein armer Junge will, daß die Reichen einige Stunden am Tage arbeiten, er sagt: „Wenn ich reich wäre, würde ich jeden Morgen von 7 bis 12 Uhr arbeiten. An den schönen Nachmittagen würde ich im Automobil spazieren fahren. Wenn es regnet, würde ich zu Hause bleiben in meiner Bibliothek, um interessante Bücher zu lesen.“ Ein anderes Kind spricht die große Weisheit aus: „Wenn man reich ist, läßt man sein Geld arbeiten.“

Mannigfaltig sind die Gründe, die für die Notwendigkeit der Arbeit angegeben werden. Viele der antwortenden Kinder halten die Arbeit auch bei reichen Leuten für notwendig, um sich vor der Möglichkeit eines Ruins zu schützen. Sie glauben, daß der Reichtum immer geringer werde, wenn man nicht ständig hinzuverdient. Andere fürchten, daß das Leben immer teurer werde, daß durch wirtschaftliche Depressionen, durch Banktrags, durch Krankheiten usw. das Vermögen vermindert werden könne und wollen, daß man das nötige Vorjorge treffe — 22 Proz. der Kinder empfinden das Nichtstun als eine Schande. Das sind hauptsächlich Kinder aus minderbemittelten Schichten, die arbeiten müssen. Hier heißt es: „Die Faulheit macht die Seele des Menschen lasterhaft und böse.“ „Die Menschheit würde schnell genug bankrott sein, wenn sie nicht arbeitete.“ „Ein Erwachsener, der nicht arbeitet, würde niemals von seiner Freunde gern gesehen.“ Eine gleiche Anzahl Kinder will, daß die Reichen weiter arbeiten, damit sie mehr in der Lage seien, Gutes zu tun; andere wieder erklären die Faulheit für eine Schande, die Unnütze seien „Puppen, Parasiten, die nicht verdienen, zu leben“. Sie denken an den menschlichen Fortschritt, an den Anstoß, den der Reichtum der Industrie geben könnte und dergleichen mehr. 12 Proz. vor allem aus wohlhabenden Schichten klammern Kinder sogar das „Die Arbeit Freude schafft“, und die Mädchen betonen besonders „den tröstenden Einfluß der Arbeit“. Auch die Gangeweise bei Untätigkeit spielt eine große Rolle. „Man langweilt sich immer in Sesseln, während man glücklich ist, wenn man arbeitet.“ „Die Untätigkeit langweilt mehr als die Arbeit.“ Ein paar Kinder geben als Grund für die Notwendigkeit der Arbeit folgendes an: „Wenn man sein Vermögen verloren hat und sich wieder an die Arbeit begeben soll, erscheint einem jede Arbeit unangenehm und schwer, denn man hat keinen Geschmack mehr daran.“ Deshalb soll man die Gewohnheit der Arbeit nicht aufgeben.

Warum die Armut verdrießlich ist? Die Gründe sind, kurz zusammengefaßt: vor allem, weil nicht genügend Nahrung beschafft werden kann. Das geben 40 Proz. der Kinder an, 34 Proz. fürchten den Mangel an Kleidung, 18 Proz. die durch Armut hervorgerufenen Krankheiten. Dann folgen der Reiche nach Ueberarbeitung, ungenügende Wohnverhältnisse, Mangel an Vergnügungen, die Verödung als Folge von Armut, Frost und Kälte, mangelhafter Unterricht, Schulden Furcht vor Arbeitslosigkeit, schließlich Alkoholisismus.

Die Frage, warum ist der Reichtum verdrießlich, war offenbar schwieriger zu beantworten. 24 Proz. der Kinder gaben als Grund die Möglichkeit an, bestohlen zu werden, 20 Proz. die aus der Untätigkeit entstehenden Lasten, 17 Proz. den Leid anderer 14 Proz. Sorge vor dem Ruin, andere wieder fürchten die überhandnehmende Bettelerei, ferner daß man nur des Reichtums wegen aufgeschult, nicht aber um seiner selbst willen geliebt werde, und einige haben Scheu vor der hohen Steuern.

Ein paar Kinder waren nicht mit der Fragestellung einverstanden. Sie erklären rund heraus, daß es gar nicht verdrießlich sei, reich zu sein. Auf der anderen Seite stellen aber auch Kinder die gleiche Behauptung für die Armut auf und begründen diese Annahme damit, daß Armut vor Versuchungen bewahre, daß sie auch die kleinsten Freuden schätzen lehre, daß sie die Gaben des Herzens entwickle, daß arme Menschen um ihrer selbst willen geliebt werden. Vielleicht würden sich die meisten Kinder denen anschließen, die sagen, daß ein bescheidener Wohlstand das Richtige sei — aber danach war nicht eigentlich gefragt worden.

Wir können hier nicht alle Antworten zitieren, aber die wenigen, die wir wiedergeben, erlauben schon interessante Schlüsse auf das Seelenleben der Kinder. Man steht deutlich, wie leicht es sich manche Kinder der Wohlhabenden machen, wenn sie sich über die Vorteile der Armut äußern. Es ist eben nicht dasselbe, ob Kinder die Armut von weitem kennen oder ob sie die Armut am eigenen Körper gespürt haben.

Natürlich sind nicht alle Antworten unbeeinflusst von Lehrern oder Eltern, aber viele geben doch unverfälscht die kindlichen Ideen wieder, und man ist versucht zu fragen, ob nicht die Kinder, wenn sie ganz unbeeinflusst blieben, eine für die gesunde Entwicklung der Menschheit bessere Verteilung von Arbeits- und Ruhestunden festsetzen würden als die, die unser großkapitalistisches Zeitalter aufzwingt.

Der Reichstag der Frauen.

Fast bei jeder Wahl wurden bisher in einigen Bezirken getrennte Wahlurnen für Männer und Frauen aufgestellt. In größerem Umfange ist das zum erstenmal bei der Wahl am 7. Dezember geschehen. Aus einer ganzen Anzahl Orte, größeren und kleineren, ländlichen und industriellen, liegen die Wahlergebnisse getrennt nach Männern und Frauen vor. Ungefähr eine halbe Million Stimmen kann man so prüfen. Es läßt sich dabei in jedem einzelnen Ort feststellen, daß die Frauen das Zentrum und die Deutsch-nationale Partei bevorzugten, daß sie sich am entschiedensten gegen die Kommunisten verhielten, daß aber auch unsere Partei ihren Wahlerfolg weit mehr Männerstimmen wie den Stimmen der Frauen zu verdanken hat.

Nimmt man die Verteilung der halben Million Stimmen als allgemein gültig für das ganze Reich an, was natürlich nicht ganz den Tatsachen entspricht, und stellt man danach fest, wie viel Abgeordnete von Männern und wieviel von Frauen gewählt wurden, so erhält man folgendes Bild:

Es wurden gewählt mit den Stimmen von:

	Männer:	Frauen:	Zusammen:
Sozialdemokratische Partei	72	59	131
Deutsch-nationale Partei	49	54	103
Zentrum	28	41	69
Deutsche Volkspartei	25	26	51
Kommunistische Partei	28	17	45
Demokratische Partei	17	15	32
Nationalsozialistische Partei	8	6	14
Wirtschaftspartei	9	8	17
Sonstige Parteien	16	15	31
	252	241	493

Diese Wahrezchnung enthält für die unserer Partei angehörenden Frauen allerlei Lehren. Sie zeigt zugleich, daß die Mehrheit der Frauen so wenig wie die der Männer bei der Wahl am 7. Dezember die klare Entscheidung herbeigeführt hat, die politisch notwendig gewesen wäre.

Das Frauenstudium in England.

Die Londoner Universität hat an Dr. Mary Lucas Keene den Titel eines Professors der Anatomie verliehen. Frau Dr. Keene ist bereits seit fünf Jahren die Leiterin der Abteilung für Anatomie an der medizinischen Fakultät für Frauen. Daß es hier eine eigene medizinische Fakultät für Frauen gibt, ist hauptsächlich auf moralische Bedenken zurückzuführen, die nach englischer Vorstellung das gemeinsame Studium der Medizin für beide Geschlechter unerwünscht erscheinen lassen. Diese für unsere Vorstellungswelt groteske Tatsache, die eine merkwürdige Vermengung von Brüderlie und Wissenschaft kennzeichnet, ist erst kürzlich in einer mit großer Heftigkeit geführten öffentlichen Debatte zum Ausdruck gekommen, in der gegen die gemeinsame Krankenhauspraxis männlicher und weiblicher Medizinstudierender schwerwiegende sittliche Bedenken erhoben wurden. Dabei ist es der englischen Offenlichkeit gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie lächerlich eine solche Diskussion der übrigen Kulturwelt erscheinen muß, wo das gemeinsame Medizinstudium der beiden Geschlechter eine Selbstverständlichkeit ist, weil man von der Voraussetzung ausgeht, daß der Beruf des Arztes von der Frau, die ihn ergreift, eine solche Freiheit von Brüderlie und Empfindlichkeit erfordert, daß eine Trennung der Geschlechter beim Studium nicht nur unnötig, sondern auch völlig unangebracht wäre, ja, so'ar eine Beleidigung der weiblichen Studierenden der Medizin darstellt. Es ist eine für England sehr bezeichnende Tatsache, daß es bei dieser Diskussion der Offenlichkeit keineswegs klar geworden ist, daß diese Frage in sämtlichen europäischen Ländern längst im Sinne eines gemeinsamen Unterrichts gelöst worden ist, und daß selbst das sterikale Oesterreich, wo es am dunkelsten war, niemals auf die Idee einer Trennung der Medizinstudierenden nach Geschlechtern gekommen ist.

Der von der Londoner medizinischen Fakultät ernannte weibliche Professor der Anatomie ist nach den englischen Blättern der erste weibliche Professor dieses Faches. Dagegen hat diese Fakultät schon seit Jahren in Frau Dr. Winifred Ellis einen weiblichen Professor der Physiologie.

E. W.—r.

Natur und Gesetz.

Von „unnatürlicher“ Vätern und widernatürlichen Gesetzen.

Vor einiger Zeit ist von einem Berliner „Schwurgericht“, das in Wirklichkeit nichts anderes als ein Schöffengericht ist, der 50jährige Schlosser Maiz zu 12 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt worden. Nach 20jähriger, harmonischer Ehe mit seiner „Geliebten“, die ihm in Wahrheit seine geliebte Frau war — er hatte seine erste Frau aus Liebe zur zweiten verlassen — entstand in ihrem Zusammenleben eine Krise. Sie verweigerte sich dem Manne; die Gründe dafür blieben ungeklärt; er wurde eifersüchtig, obgleich kein Anlaß dazu vorlag. Im Zustande höchster Erregung verfuhr er ihr Stiehe, die tödlich waren. Hinterher bereute er bitter seine Tat. Ob geschworene Richter ihn zu einer gleich hohen Strafe verurteilt hätten, ist eine Frage für sich — das Bezeichnende in diesem Falle liegt aber wo anders.

Die Frau hat dem Schlosser vier Kinder geboren. Drei Mädchen und ein Junge erschienen als Zeugen im Gerichtssaal und sollten über ihren leiblichen Vater aussagen. Für oder gegen ihn? Das Gesetz gewährt den nächsten Verwandten das Verweigerungsrecht: dem Ehegatten in bezug auf den andern, Eltern in bezug auf ihre Kinder und umgekehrt. Die Kinder des Schlossers Maiz mußten aber aussagen: ihnen stand kein Verweigerungsrecht zu, denn ihr Vater war ja nur ihr „natürlicher“ Vater, nur der „Geliebte“ ihrer Mutter. Weder Synagoge noch Kirche waren um ihre Einwilligung beim Eintritt in die eheleiche Gemeinschaft gebeten worden.

Zum Glück für die Kinder konnten sie über ihren Vater nur Gutes sagen: er war ein nüchternen, fleißiger, liebender Vater und Gatte — er konnte nur mitunter aufgeregter und nervös sein. Wie wäre es aber gewesen, wenn die Kinder über ihren Vater Böses hätten aussagen müssen? Sie wären dann zeitlebens dazu verdammt gewesen, das Bewußtsein mit sich herumzutragen, den Vater ans Messer geliefert zu haben.

So steht man hier vor einer monströsen Ungeheuerlichkeit unseres Zeitalters. Kindern wird öffentlich durch Hüter von Gesetz und Moral, vom Gericht im Namen des Gesetzes gesagt: „Euer Vater ist nicht euer Vater, denn eure Mutter war ja nur seine „Geliebte“. Ihr dürft deshalb euer Zeugnis nicht verweigern, selbst wenn es eurem Vater den Kopf kosten sollte. Ja, wenn er euer geistlich anerkannter Vater wäre, dann dürftet ihr, selbst wenn er sich euch gegenüber noch so unväterlich gezeigt hätte, eure Aussage verweigern!“ Ist dies nicht ein Hohn auf natürliche Kindesgefühle dem Vater gegenüber?

So grinst einem in diesem Falle die ganze Widernatürlichkeit der bürgerlichen Gesetze entgegen, die auch auf das Strafrecht und den Strafprozeß ihre Schatten werfen: Immer nur „Geliebte“, trotz jahrzehntelanger Ehe; immer nur „unnatürlicher“ Vater, selbst wenn er seinen Kindern wirklich Vater ist. Immer nur „uneheliches“ Kind, obgleich nicht weniger Kind seiner Eltern als andere sonst. Das fordert das widernatürliche Gesetz.

Und im Bewußtsein der Menschen spukt noch immer das Vorurteil vom Makel der Unehelichkeit herum. Die „uneheliche“ Mutter geachtet, das „uneheliche“ Kind verachtet, der Vater des unehelichen Kindes der Nechle an seinem Kinde bar und nur mit geringen Pflichten ihm gegenüber belastet. Dafür aber verurteilt der § 218: Bringe Kinder zur Welt trotz alledem. Eine widernatürliche Gesellschaftsordnung gebietet widernatürliche Gesetze — und erhebt den Anspruch, die sittlichste und christlichste aller Weltordnungen zu sein.

Justus.

Scherz und Ernst

Ein Gemütsmensch. Die Frau des Knidtrighofbauern liegt im Sterben. Der Bauer sitzt allein an ihrem Bett. „Anton“, spricht sie leise mit schwacher Stimme. „Hol mir doch ein Glas von unserem alten guten Karlsruferwein aus dem Keller. Vielleicht, daß mir dann leichter wird.“ Der Bauer geht raus und kommt nach einer Weile mit einem Glas Wein zurück. Die trante Bäuerin trinkt es in gierigen Rügen aus. — Dann war eine lange Stille zwischen den beiden. Als die Bäuerin wieder anfängt sich zu regen und leise spricht: „Anton, du fürtest mir noch ein Glas Karlsruferwein geben.“ sagt der Bauer unwirsch: „Ach, was. Jetzt heißt es nicht mehr Karlsruferwein, jetzt heißt es gestorben.“

Sona Cascar.

Eins nach dem anderen. In Burg bei Magdeburg ging ein Kommunist Wahlgelber sammeln für seine Partei. Bei dieser Gelegenheit kam er auch zu einem Familienoater, der ihm folgendes entgegnete: „Ist ganz schön und gut und ich habe ja auch nichts dagegen, denn der Wah kampfst kostet Geld. Aber weilst du, es geht auf Weihnachten und für das Geld will ich meinen Jungen Trillerpfeifen und Trompeten kaufen. Die Abgeordneten können warten.“

(Lachen links.)

Gratis. Der Prinzipal überreicht seine Tochter mit dem Buchhalter, der ihr sehr den Hof macht. „Was mußt ich sehen, Herr Brocans!“ fährt er den jungen Mann an. „Dafür bezahle ich Sie doch nicht.“ — „Nein“, stottert der Buchhalter, „das tue ich umsonst.“

(Kerkeri)

Für unsere Kinder

Vom Hannerle ein Sprüchlein.

Das Hannerle, das Hamerle,
Bar vieles es schon kann,
Es ist ein kluges Hannerle,
Zieht sich alleine an.

Zieht an 's Hemdle, schlich, schlich,
Da guckt's zum Hösle raus
Und blinkert da, ei, poß Blihl!
Wer lacht das Mommert aus?

Die Suse ist's, die Viel' und Gret'
Lachen sich schier entzwei.
Der Lehrer sagt kann: „ei, so spät,
Num gibl's was,“ jeminehl!

Das Hannerle, das Hamerle
Dach! lustig hinterdrein:
Es ist ein kluges Mommert,
Möchl' noch nicht Schullind sein.

(Aus dem schönen Kinderbüchlein „Herzblättchens Zeitvertreib“ herausgegeben von Josephine Siebe. Verlag Carl Flemming und C. T. Wistort, N.-B. Berlin.)

Und frist er nicht zu jeder Zeit...

Es ist keine Geschichte, sondern ein Ereignis. Ein wirkliches Ereignis. Der Ort der Handlung: Wilmersdorf-Berlin. Else weint über ihren Aufsatz. Sie bringt ihn nicht zustande. Die Mutter nimmt sich endlich ihrer an. „Worüber sollst Du denn schreiben, Else?“ Else liest als Thema des Aufsatzes vor:

„Und frist er nicht zu jeder Zeit,
So frist er doch nach Möglichkeit!“

Die Mutter traut ihren Ohren nicht: „Dorüber sollt Ihr schreiben? Was soll denn das heißen? Wer ist denn gemeint? Wer frist denn nach Möglichkeit?“ Else weiß keine Antwort. Ihr zermartertes Köpfchen weiß auch nicht, wer nach Möglichkeit frist. Die sorgende Mutter steigt in die Untergrundbahn und fährt zur Lehrerin ihrer Tochter, der sie die Räte des Kindes klagt. Und etwas beschämt fügt sie hinzu, sie könne es auch nicht verstehen, was dieses Aufsatzthema bedeuten solle:

„Und frist er nicht zu jeder Zeit,
So frist er doch nach Möglichkeit!“

Statt aller Antwort bricht die Lehrerin in lautes Lachen aus. Und bald ist das Mißverständnis geklärt. Das Aufsatzthema war nämlich dem Religionsthema entnommen und es war der Gesangbuchvers:

Und frist er nicht zu jeder Frist,
So frist er doch, wenn's möglich ist.

Elses Kinderhirn hatte nur das ihr bis dahin unbekanntes Wort „Frist“ im Gedächtnis behalten und sich darauf einen eigenen Vers gemacht. (Oesterreichischer Frauentalender 1925, Baden b. Wien.)

Rätsel-Ecke.

I.

Mit L hast selbst du's rosenrot,
Solang du frisch und munter,
Mit W schwingt's lustig hin und her,
Bald fliegst du raus, laß runter,
Dach nicht zu wild es wird, gib acht,
Weil soast ein Wort mit R dir tracht.

II.

Mit s hot's jeder, Mensch und Tier,
Doch auch die Fische, merl' es dir.
Mit m es auf dem Felde spricht,
Mit i dich's froh als Jagdruß grüßt.
Die kann's ein Ganzes sein mit b,
Du hemmst den Schritt, siehst du's mit l.
Doch rästt du nie des Rätsels Sinn,
Suchst du die Zeichen zu Beginn.

Gertrud Westphal.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer.

Umwandlung: Delta, Atlas, Siam, Winde, Erde, Regal, Koran, Leo, Oter, Bart, Tor, Dame, Enkel, Natur, Meta, Eimer, Fratien, Sberbe, Traum, Elba, Ratten — Das Werk lobt den Meister!

Silberrästel: Danzig, Azoren, Schalmei, Ra-theber, Leine, Enae: lung, Inlett, Niederösterreich, Sinai, Leibun, Elektrizität, Polch, Florella Nach-mittag — Das kleinste Ding acht nicht gering!

Magisches Quadrat

W	I	E	N
I	M	M	E
E	M	M	I
N	E	I	D